

Freiburg im Uechtland

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 29

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641543>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

raten war, ganz gewiß nicht zu einem Schlag, sagte Rikeldchen: „Dann seid ihr ja quitt!“ Sie beugte sich zu ihm nieder und küßte ihn. Küßte ihn so oft, so innig, so heiter, bis das Lachen auch zu ihm zurückkehrte.

„Allerhöchstens noch sechs Monate in den Baraden!“ jubelte Gust.

„Nur noch ein halbes Jahr, dann bin ich Frau Meisterin auf der Hohen Straße!“ stimmte Rikeldchen ein.

Ihr Lachen drang durch die Decke bis zu dem Jungsluch unter dem Dach, wo die Pantoffelmacherswitwe bereits im Bett lag.

Lange und heftig schüttelte Fiel Micheelsen den Kopf: Gut war sie, ihre Schwiegertochter. Das ließ sich nicht leugnen. Aber zu leicht. Viel zu leicht. Den Gust hatte sie auch schon angestekt mit ihrem Leichtsinne. Wenn er wirklich auf die Hohe Straße zog — noch glaube sie's nicht, auch dann, wenn der Wagen schon vor der Tür hielt, um die Sachen abzuholen, welche die beiden sich angeschafft hatten, würde sie sagen: Augenverblendung!, aber wenn Gust sie nicht zum Narren gehabt hatte, so wie sie jetzt waren, konnte es mit ihm und seiner viel zu leichten Frau nur ein schlimmes Ende nehmen, nicht wahr, Schorsch?

Lachen, nun aus der Schlafkammer ihrer Kinder aufsteigend, war die Antwort.

Da zog Fiel Micheelsen das Deckbett über die Ohren, daß sie geschützt war vor dem lästerlichen Geger der Rheinischen, die Gust ihr ins Haus geschleppt hatte.

Als sich zum ersten Male der Tag jährte, an dem Gust und Rikeldchen — um sich öffentlich anzumelden — Arm in Arm die Stadt entlang gegangen waren, zog der Schuhmachermeister August Micheelsen mit Frau und Kind auf die Hohe Straße. Selbdritt schliefen sie in der hinzugemieteten Stube, deren grünglasige Fenster den Stallumbauten Hof anstarrten. Zum Mittagessen mußten sie sich auch weiterhin bei Fiel Micheelsen an den Tisch setzen. Denn eine Küche befand sich linksseitig von der buntbefliesten Diele des alten Patrizierhauses nicht. So beschämend und bitter der tägliche Zug in die Baraden an den Fenstern der Vornehmen entlang auch war — er brauchte nur noch einmal des Tages unternommen zu werden.

Zwei Jahre danach eröffnete Gust in dem Patrizierhaus Nummer 78 auf der Hohen Straße einen Schuhladen.

Entgegen seiner Lebensgewohnheit hatte er mit der Ausführung dieses Entschlusses gezaudert. Nicht weil er an der Einträglichkeit des neuen Unternehmens zweifelte, sondern weil sein Meistergewissen ihn deswegen hart bedrängte.

Aber was kümmerte die Unvernunft der immer verschwenderischer werdenden Menschheit ihn? Man mußte mit dem Strom schwimmen. Ging nun die Schuhmacherzeit zu Ende, wie mit seinem Vater die Pantoffelmacherzeit zu Ende gegangen war, dann wurde er eben Schuhhändler. Durch diese von den Verhältnissen erzwungene Geschäftsumstellung sicherte er sich nicht nur unabwägbareren Verkaufsverdienst, sondern er hatte daneben auch noch den erhöhten Arbeitsverdienst. Nein, vermehrten Verdienst! Obwohl schon jetzt manchesmal die ledernen Invaliden zu Dutzenden rund um ihn lagen und er immer wieder Kunden trösten mußte: „Morgen sind sie bestimmt fertig! Oder sagen wir lieber, damit es diesmal ganz gewiß wahr wird, übermorgen!“

Der Schuhmachermeister August Micheelsen nahm also die vier Blißschuhrahmen mit dem weißbemalten blauen Drahtgeflecht von den beiden Fenstern seiner bisherigen Werkstatt fort. Einen neben den andern stellte er sorgsam schräg gegen die Wand. Einige Augenblicke sah er sie sinnend an. Und plötzlich, ehe Rikeldchen es durch ihren Entsetzensschrei: „Gust!“ hindern konnte, zertrat er ihnen mit dem hufeisenbeschlagenen Absatz seines Stiefels das hölzerne Rückgrat.

(Fortsetzung folgt.)

Nordische Nächte.

Von Johanna Siebel.

Das sind die nordischen Nächte,
Die keine Nächte sind,
Weil nie das schwere Dunkel
Im Raume Macht gewinnt.

Weil immerdar ein Leuchten
Von Licht am Himmel steht,
Weil immerdar die Sonne
Mit Gold die Welt durchweht.

Denn kaum ist sie verglommen
Im Meer, ein Flammenball,
So sendet neue Ströme
Von Glut sie in das All.

Sie läßt die Wolken lohnen
In rotem Feuerbrand,
Sie breitet Strahlengarben
Weit hin auf Meer und Land.

Das sind die nordischen Nächte,
Voll Glanz um Mitternacht,
Unwirklich wie ein Märchen
Ist ihre klare Pracht.

(Aus „Leuchtende Welt“.)

Freiburg im Uechtland.

Zum Eidg. Schützenfest 1934.

Könnten sich die Besucher des Eidgenössischen Schützenfestes 1934 eine freundlichere und malerische Feststadt wünschen? Und vermöchte irgend eine andere Kantonshaupt-



Freiburg. Generalansicht mit Zähringerbrücke.

stadt in stärkerem Maße die Gefühle der Verbundenheit mit vaterländischer Vergangenheit und Geschichte in unseren Schützen zu wecken als das mauerstarke und türmereiche

Freiburg im Uechtland? Gefühle, die eben doch wesentliche seelische Grundlagen unseres schweizerischen Schützenwesens sind; weiß doch der Schweizerische Schütze, daß sein Tun und Streben nur dadurch Sinn und Inhalt bekommt, daß er die Bereitschaft seines Volkes, die von den Vätern erstrittenen Freiheiten und Rechte zu verteidigen und zu behaupten, stärkt.

Freiburg ist verkörperte Schweizergeschichte. Noch nagen die flinken Wellen der Saane an den Sandsteinfelsen, auf die der Zähringerherzog die Burg für die Freien bauen ließ. In den gestaffelten Häusergruppen der Altstadt mit ihren krummen und steilen Gassen, mag das geschulte Auge den ersten Kern des trutzigen Felsenstädtchens erschauen. Im Laufe der nächsten Jahrhunderte griff dieses dann, wie vordem das junge Bern, hinunter zum Flusse und hinüber zum andern Ufer, und es entstanden die kleinen federn Häuserhäufchen drunten an der Matte und drüben bei Sankt Johann und am Galtorn-Steinbruch. Und bald auch entstanden die Mauern und Tore und Türme, die schutzbeflissen über diesen Absprenglingen der Stadt zu wachen hatten. Besonders dick die Mauern und drohend bewehrt die Tore und weit-ausblickend die Türme auf der Seite gegen Bern. Denn wie oft zogen die beiden Schwesterstädte in ihrer Jugend gegeneinander zur blutigen Fehde aus. Als böser Stier und hungriger Bär hat sie der Volkslieddichter geschildert. Die unfreie Herzogsstadt und die freie Reichsstadt hatten eben ungleiche Lebensinteressen zu verfechten. Doch die Zeit glied die Gegensätze aus. Auch Freiburg gewann die Selbstständigkeit zurück und schloß dann den Freundschaftsbund mit Bern, der sich bei Murten und Neuenegg bewährte.

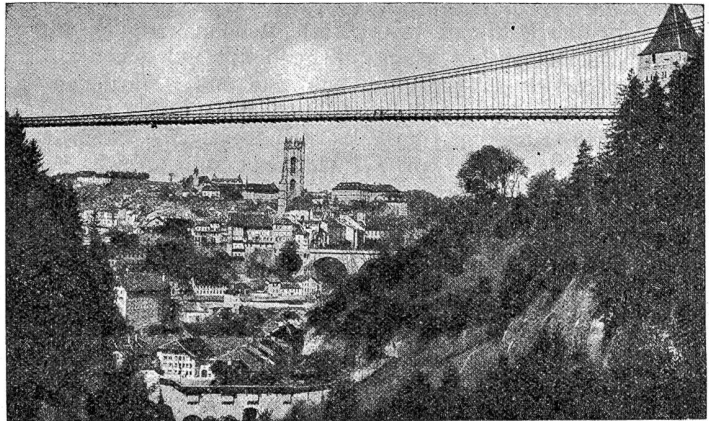
Bald auch wurde Freiburg die Stadt der Klöster. In seine Gassen und Winkel nisteten sich die Franziskaner, die Bernhardiner, die Kapuziner, die Augustiner und die Ursuliner ein. Kirchen und Kapellen wuchsen aus dem Stadtbild. Die stolze Kollegialkirche St. Niklaus erhob ihr gotisch gekröntes Haupt. Ihre grauen Sandsteinquadern tragen die Patina von Jahrhunderten; ihre düstern Altäre mit den verblähten Heiligen, ihre staubigen Reliquienbehälter, die farbendunkle Sakristei mit dem distelstacheligen Schmiedeeisengitter davor und ihre gewitterdröhnende berühmte Orgel sind einzeln und in ihrer Gesamtheit beredte Symbole des freiburgischen Katholizismus; eines Katholizismus, wie man ihn aus der Schweizergeschichte nicht mehr wegdenken kann und wie er dem Staatswesen, dessen zweite Natur der Föderalismus ist, wohl nötig war.

Freiburg auch die Stadt der profanen, der bürgerlichen Gotik. Es hat breite Gassen mit prunkvollen Patrizierhäusern, an die ein kunstbeflissener Handwerkerstand sein



Rathaus und St. Niklauskirche.

Bestes aufgewendet hat. Es hat ein ziervolles Rathaus mit behäbiger Freitreppe. Es hat hervorragend schöne Stadtkrummen mit Geilerfiguren wie Bern. Es hat seine bald



Freiburg. Gotteronbrücke.

500jährige Murtenener Linde, rührendes Zeugnis gemeineidgenössischen Erlebens.

Wir könnten mit historischer Blickrichtung noch von Freiburgs Schulanstalten, seiner Universität, seinen Museen und Spitalern sprechen. Aber genug von diesen Dingen der Vergangenheit, so lebendig sie auch noch in die Gegenwart hineinwirken mögen!

Freiburg hat auch ein neuzeitliches Gesicht, ist eine Stadt voll jugendlichem Temperament nach mancher Seite der Entwicklung hin. Es hat seine Wasserwerke, seine Fabriken, es hat vor allem seine Brücken. Wenn ein Gebiet modernen Lebens in Freiburg von jeher mit Liebe und Aufmerksamkeit gepflegt wurde, so das des Verkehrs. Dem von Osten ins Weichbild der Feststadt einfahrenden Schützen dröhnt schon auf der zum Betonviadukt umgewandelten alten Grandfen Brücke das Loblied auf die Brückenstadt im Uechtland entgegen. Wenn er dann bewundernd über die hochgewölbte neue Zähringerbrücke schreitet, erinnert ihn der Blick hinauf zur kühngeschwungenen Gotteronbrücke, daß auch die Vorgängerin der Brücke, auf der heute die langen Kolonnen von Autos und Autobusse den Stadtkern erreichen, an vier dicken Drahtseilen hing. Blickt er aber hinunter auf die Schlingen der Saane, so bemerkt er mit freudiger Ueberaschung, daß da unten noch guterhaltene Zeugen altschweizerischer Brückenbaukunst stehen, die holzgedeckte Berner- und die St. Johann-Brücke. Die Schützencharen hinwieder, die von Süden her die Feststadt gewinnen wollen, genießen die weitgeschwungene Talbrücke von Péroles, nicht ohne den geschickten Ingenieuren Freiburgs ihr Lob und ihre Bewunderung zu zollen.

Gewiß, Freiburg darf das schweizerische Schützenvolk getrost als Gastgeber empfangen. Es wird sie freudig und mit treueidgenössischer Gesinnung aufnehmen und wird sie herbergen und verpflegen, wie es guter Schweizerbrauch ist, und wird sie auch seelisch nicht hungern lassen, dafür bürgt schon der historische Geist, der über seinen Dächern und Türmen schwebt. ..er.

Gute, alte Schützenzeit.

Erinnerungen von Meinrad Lienert.

Wie sollte ich nichts vom Schießen wissen, ich, der ich in der alten Waldstatt Einsiedeln geboren bin, ich, der ich an besondern Kirchenfesten schon am Morgen um 2 Uhr vom Donner des Geschüzes von der Kreuzhöhe herab aufgeschreckt wurde. Aber der Schrecken dauerte nicht lang. Er schlug beim Knaben gleich in Heiligtagsstimmung um. Und das Dröhnen der Mörser grollte fort, bis um Viertel vor vier Uhr ein gutes Duzend Klostersglocken in das Donnergepolter einfielen. Und trotz allem Lärm schlummerte